

„Exzellenz“ und wie und warum man sie fördern kann und muss

Die Forderung nach ausgezeichneten Leistungen in der Forschung, der Anspruch der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, diese Leistungen zu erbringen und deren Evaluierung, Bewertung und Messung charakterisieren die aktuelle Diskussion über Wissenschaft. Die definitive Internationalisierung der Wissenschaft und die Kommunikation der Forscherinnen und Forscher „in Echtzeit“ haben die Forderung nach Qualitätsstandards und adäquaten Messinstanzen ständig vorangetrieben und zugespitzt.

Bis vor etwa 25 Jahren war das ForscherInnenleben ruhiger. Es gab die „Koryphäen“, die Langzeitinstitutsvorstände, die „Platzhirschen“ in ihrer Disziplin – fast durchwegs Männer –, verbunden durch „old boys‘ network“ bestrebt, „semper augustus“ nicht nur ihrer Erkenntnispotentiale, sondern ihrer Institutsressourcen zu sein. Allerdings, es gab auch vorher eine andere Welt: hochgebildete Persönlichkeiten, die tendenziell rund um die Uhr an ihrer Forschungsarbeit waren, die ihre Schülerinnen und Schüler, Assistentinnen und Assistenten bedingungslos förderten, die ihre akademische Pflicht, Forschungsarbeiten von Kolleginnen und Kollegen vor deren Veröffentlichung kritisch zu lesen, uneingeschränkt erfüllten, die die Zeiträume für Diskussion, die im vor-elektronischen Zeitalter größer waren, im Sinn und im Dienst ihres Faches nützten. Vermutlich war dort, wo die Persönlichkeiten des wissenschaftlichen Lebens vor dem Gebrauch des Begriffes Exzellenz exzellent waren, die Qualität des wissenschaftlichen Lebens in jenen Bereichen höher, wo die Werte, die Zielsetzungen, die Fairness der AkteurInnen höher und größer waren.

Wie auch immer: jetzt befinden sich Forschung und Wissenschaft im „Zeitalter der Exzellenz“. Ständig wird an valideren Kriterien gearbeitet, diese Exzellenz zu bestimmen, auszumessen und damit die Förderung der qualifiziertesten Persönlichkeiten und der besten Projekte leichter zu machen. Da die Frage der Exzellenz in Wissenschaft, Forschung und Lehre im allgemein akzeptierten Zentrum aktueller Wissenschaftspolitik liegt, versammelt der vorliegende Wissenschaftsbericht vier Beiträge hervorragender VertreterInnen aus den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften und aus den Natur- und Technischen Wissenschaften und der Medizinischen Wissenschaften zur Klärung und Kritik, Präzisierung und Weiterentwicklung des Existenzbegriffes.

Hubert Christian Ehalt

Exzellenz – ein „inflationärer“ Begriff

Ein kurzer Streifzug durch die Internetauftritte von Universitäten und Hochschulen genügt, um festzustellen, dass der Begriff inzwischen inflationär verwendet wird, ohne ihn meist auf die jeweilige Institution bezogen präzise zu definieren. Kein Forschungskonzeptpapier, das nicht ohne entsprechende „Exzellenz“-Referenzen auskommt. Ein Blick zurück in die relative junge Begriffsgeschichte zeigt, dass die Exzellenz-Debatte in den USA Anfang der 80er-Jahre mit der Analyse der Merkmale von überdurchschnittlich ökonomisch profitablen Unternehmen und in den 90er-Jahren auch bei Reformprojekten von Universitäten beginnt. Exzellenz-Debatten, die immer auch umfangreiche Transformationen auslösen sollen, sind eindeutig ein Ergebnis der digitalen Revolution sowie Globalisierung und in Europa erst langsam Mitte der 90er-Jahre im Europäischen Hochschulraum übernommen und umgesetzt worden.



Ähnlich wie in der Managementanalyse von Unternehmen sind inzwischen zahllose Qualitätsmessmerkmale entwickelt und einige „Rankings“ für Universitäten erstellt worden, um die steigenden Forschungsförderungsmittel neu zu verteilen. Die aktuellen ökonomischen Krisen haben aber gezeigt, dass die „Messbarkeit“ von wirtschaftlichem Wachstum nicht wirklich funktioniert hat. Nicht einmal die Potenzierung des „Wissens“, das zunehmend als 4. Produktionsfaktor bei diversen ökonometrischen Modellen mitberücksichtigt wird, hat die rezenten Wirtschaftskrisen verhindert.

Es sollte nun eigentlich an der Wissenschaft liegen, die fast automatisierte Übernahme der Management-Analysekriterien für „Exzellenz“ zu hinterfragen. Damit soll nicht der Rückkehr in das „Koryphäen-Zeitalter“ der universitären Forschung das Wort geredet werden, aber auch deutlich betont werden, dass die unreflektierte Rezeption von wirtschaftsorientierter „Exzellenz“ letztlich nicht jenes Wissen schafft, das künftige Krisen verhindert, bzw. die aktuelle Krisenbewältigung unterstützt. Gerade die globalen Wirtschafts-, Finanz- und Bankenskandale der letzten Jahre unterstreichen nachhaltig, dass Wilhelm von Humboldts Vorstellungen von Bildung durch Wissenschaft, die der „sittlichen Vervollkommnung des Menschen dient“, höchst aktuell sind.

Innovative Spitzenforschung bedarf der „Exzellenz in der Lehre“, d. h. überdurchschnittlicher Leistungen, die gerade im deutschsprachigen Raum durch die Evaluierungsparameter sträflich vernachlässigt wurden – und zwar nicht nur wegen hoher Studierendenzahlen, sondern weil Exzellenz immer nur an Forschungshöchstleistungen gemessen wurde. Universitäre Ausbildungen mit einem zu engen Fächerspektrum ohne zumindest punktuelle Breite während der BA-Ausbildung schaffen nicht jene „Koryphäen“ mit der notwendigen Exzellenz zur Bewältigung der auch ethischen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts – insbesondere in der Wirtschaft.

Wirklich nachhaltig erfolgreiche Managerinnen und Manager haben meist von den „Humboldtschen Idealen“ profitiert, die durchaus von den „Ivy Plus Universities“ wie Harvard University oder Columbia Uni-

versity noch hochgehalten werden und vor allem bei der Undergraduate-Ausbildung zum Tragen kommen. Das zentrale Motto der forschungsgeleiteten, begeisterungsfähigen Lehre ist ein ebenso wichtiges Kriterium für diese Spitzenuniversitäten.

Univ.-Prof. DDr. Oliver Rathkolb
Institut für Zeitgeschichte, Universität Wien

Exzellenz!



Was ist „Exzellenz“ in den Kultur- und Sozialwissenschaften, was könnte sie sein in der Philosophie, in der Kunst- und Literaturwissenschaft, womöglich in der Kunst selbst? Diese Frage beantwortet sich nicht von selbst mit dem Hinweis auf die Strukturen des Betriebs, der von Instanzen wie Jurys, Komitees, Kommissionen, Organen und Fachorganen durchsetzt ist, welche entscheiden, was über das Mittelmaß hinausragt und was nicht.

Der Markt für diesen Typus von Wissen und Kompetenz scheint ein grundsätzlich anderer als der der Wissenschaften, der hard sciences. Das, was „Leitwissen“, was Leitmethodologien und Avantgarde in diesem Bereich ist oder wird, also die „Exzellenz“, ist auf andere Weise mit der historischen oder institutionellen Wissenslinie verbunden. Die Linien dieser Wissenschafts- oder Produktionsformationen können oder dürfen extrem brüchig oder mit exzentrischen Sprüngen verlaufen, was sie nicht beschädigt oder unterminiert, sondern sogar nach Innen zu stabilisieren vermag. Diese Formationen sind dabei, ihre Voraussetzungen fortwährend umzuschaukeln, weshalb man gewissen Ansätzen, Modellen und Figuren, denen man Exzellenz zuspricht, diesen Kredit eben nur provisorisch, hypothetisch oder vorläufig verleiht. Ferner macht es die Aufgabe der Kritik, also eine kritische Analyse der Gegenwart und ihrer Konstellationen zu formulieren, schwierig oder absurd, die Bewertung des Wissens über das Mittel des Expertengremiums zu verabsolutieren, selbst wenn solche Verfahren institutionalisiert sind und Anwendung finden.

An dem Begriff der „Exzellenz“ haftet zudem ein Inhalt, nämlich der der Hierarchisierung und der Geltung von Macht, der in diesem Zusammenhang am allerwenigsten übersehen werden darf. „Exzellenz“ in seiner deutschen Version ist just und nichts anderes als der Titel einer Person innerhalb der feudalen, also politischen und religiösen Hierarchie, deren Kopf eben herausragt unter den Köpfen der anderen, aber nicht, weil es in diesem Kopf so wundersam zuginge, sondern weil der Person ein Thron untergeschoben ist. In den Kunst- und Kulturwissenschaften wird deshalb eine solche Titulatur ein klarer Hinweis auf den wirksamen und zielführenden Einsatz von Kenntnissen der Machtstrukturen innerhalb des Betriebes sein, nicht unbedingt zugleich ein Beleg der Einzigartigkeit der beigesteuerten Erkenntnis.

Selbstverständlich gibt es das Überdauern von Erkenntnissen, die zu ihrer Zeit zu den exzellenten gezählt hätten, aber es gibt auch hinreichend Gegenbeispiele, die Zweifel aufkommen lassen an der Geeignetheit

von Exzellenzkriterien zur Markierung zukunftsweisender Forschung, Thesenbildung oder Kunst. Die Art und Weise, wie Exzellenz unmittelbar budgetär und propagandistisch in eigener Sache für Universitäten verwertbar ist, dass also eine unmittelbare Kopplung zwischen Exzellenz und Kapital geschaffen wurde, muss sowieso einer kritischen Befragung ausgesetzt werden. Die internen Rückkopplungen, die in dieser Form zwischen den Exzellenzträgern entstehen, dass sie einerseits die Forschung anleiten, zugleich aber auch die Bewertung dieser Forschung vornehmen, kann eine unproduktive Schließung der Felder erzeugen, die ihrer Natur nach diversifiziert, inhomogen und agonal sein müssen. Außerdem ist der Exzellenz die Fetischisierung der Bewertung selbst vorausgesetzt, die eine Wissensgeste auf einer Metaebene impliziert. Hier steht nun wirklich zu fragen an, wer diese überlegene Wissensgeste zu vollziehen in der Lage ist und welche die Bedingungen dieser Überlegenheit sein können. Mit Recht ist die Erfüllung der Erwartungen, die an die Bewertung als solcher überlegener Akt geknüpft worden sind, in Zweifel gezogen worden. Hinter vorgehaltener Hand spricht man gelegentlich sogar von „Lotterie“ oder „Roulette“, wenn man die Bedingungen der Zuerkennung gehobener Bewertung diskutiert. Hier gibt es ein Missverhältnis zwischen den Erwartungen, die an die Idee der „Evaluation“ geknüpft sind, und am Vollzug des Ideals, welches ganz grundsätzlich dazu inspirieren darf, die Sinnigkeit dieser neuen Zünftigkeit einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Univ.-Prof. Dr. Elisabeth von Samsonow
 Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften,
 Akademie der bildenden Künste Wien

Kopf UND Zahl: Wissenschaft braucht Idee und Infrastruktur

Rückblickend auf die Zeit seit meiner Promotion hat sich die Wissenschaft in Österreich sehr positiv entwickelt. Es konnten sich in den verschiedensten Gebieten Gruppen von Wissenschaftlern etablieren die in ihrem Fachgebiet nicht nur auf internationalem Level vorne mitmachen sondern die Wissenschaft entscheidend bestimmen und vorantreiben. Eine international evaluierte kompetitive Forschungsförderung und der Weg hin zur einer Schwerpunktsetzung, der es den Wissenschaftlern selbst erlaubt die Akzente zu setzen, war dafür essenziell.

Zur Zeit ist eine wohl bedenkliche Entwicklung in der Forschungsförderung in Österreich bemerkbar, die sich besonders auf experimentelle naturwissenschaftliche Forschung negativ auswirkt: Es wird immer schwieriger Investitionen für größere Geräte über Projekte einzuwerben, und damit neue experimentelle Aufbauten und Möglichkeiten zu entwickeln. Wenn Forschungsförderung zu einer Personalfinanzierungsagentur wird, dann sehe ich die sehr positive Entwicklung der letzten 20 Jahre gefährdet. Projekte müssen durchführbar, das heißt auch mit den notwendigen Investitionen und Geräten, beantragbar sein. Ohne die Hilfe bei der infrastrukturellen Ausstattung meines Projektteams durch die Stadt Wien könnten wir hier nicht erfolgreich arbeiten.



Kompetitive Forschungsförderung ist essenziell, doch sie darf sich nicht ausschließlich an kurzfristigen Zielen orientieren. Es muss möglich sein auch ganz neue, langfristige Projekte mit hohem Potenzial zu beginnen und durchzuführen. Dies ist besonders bei der Förderung junger Nachwuchswissenschaftler wichtig, die einerseits noch keinen „Track Record“ vorweisen können, und andererseits oft sehr radikale Ideen haben die zu langfristig angelegten high risk / high gain Projekten führen.

Wissenschaft ist primär Wissenszugewinn im breitesten Sinne, daher muss sich eine effiziente Forschungsförderung auch strikt an dem Zugewinn, an dem Neuen orientieren. In einer immer enger zusammenrückenden weltweiten Wissensgemeinschaft ist Neu für die lokale Umgebung bei weitem nicht genug; eine internationale Begutachtung nach klaren Richtlinien ist unabdinglich.

In der Entwicklung und Erhaltung einer exzellenten und gesunden Wissenschaftslandschaft ist der internationale Austausch unerlässlich. Forschungsförderung sollte einerseits ermöglichen Wissenschaftler mit ausgezeichnetem Potenzial hereinzuholen um die lokale Wissensbasis zu vergrößern, und andererseits den lokalen jungen Wissenschaftlern die Möglichkeit geben sich an den besten Institutionen im internationalen Wettstreit zu bewähren.

Dies sollte nicht erst nach dem Doktorat beginnen, es muss schon Studenten und angehenden Wissenschaftlern möglich sein stärkere Individualförderung und finanzielle Unabhängigkeit zu erlangen und dabei nicht unbedingt an existierende Projekte und Strukturen gebunden zu sein. Eine solche Förderschiene, wie zum Beispiel an die Studienstiftung des Deutschen Volkes, fehlt fast vollkommen.

Ein wichtiger Aspekt der Forschungsförderung ist auch, dass erfolgreiche Wissenschaftler durch die Förderung auch mehr Gewicht in ihrer „Home Institution“ und damit aktive Gestaltungsmöglichkeiten bekommen. Ein sehr gutes Mittel dazu sind Overheads und das Einfordern von Co-funding von der Home Institution.

Doch noch mehr wünsche ich mir von der Politik ein klares und (finanziell) belastbares Bekenntnis zu Wissenschaft und Bildung.

Univ.-Prof. DI Dr. Jörg Schmiedmayer
Atominstitut, Technische Universität Wien

Der Begriff Exzellenz in der Biomedizinischen Forschung

Der Begriff Exzellenz ist etwas „inflationär“ geworden, und es ist deswegen wichtig festzuhalten, im Vergleich zu wem und zu was man jemanden als „exzellente“ definiert. Wenn man Fußball als Vergleich nimmt, dann kann man als exzellente diejenigen definieren, die in der Championsleague spielen. Für mich ist ein/e exzellente/r Wissenschaftler/in jemand, der auf internationalem Niveau hervorragende, nachhaltige Leistungen erbringt. Für die Bewertung von Spitzenleistungen werden wissenschaftliche Veröffentlichungen (Publikationen), eingeworbene Drittmittel und internationale Anerkennung herangezogen, wobei es sehr umstritten ist, wie diese Faktoren einzeln bewertet werden. Vor allem bei den Publikationen, die sozusagen das persönliche „Output-Portfolio“ eines/r jeden Wissenschaftlers/in darstellen, stehen verschiedene Messsysteme, wie Impact-Faktor, Zitation-Index oder Hirsch-Index für deren Evaluierung zur Verfügung, und es ist sehr diskutabel, welches dieser Systeme am geeignetsten ist.



In der heutigen, von Technologie und Infrastruktur stark geprägten Zeit hängt dieser Output im biomedizinischen Bereich sehr stark von den finanziellen Bedingungen ab, unter denen Forscher/innen tätig sein müssen. Deswegen ist es schwierig, alleine an der Anzahl der Publikationen und deren Impact-Faktor die Leistung eines/r Forschers/in zu bewerten. Für mich ist für die Evaluierung von Exzellenz die Qualität der wissenschaftlichen Veröffentlichungen viel wichtiger als die Quantität, wobei für die Definition der Qualität nicht unbedingt nur der Impact-Faktor des jeweiligen Journals ausschlaggebend ist. Viel wichtiger ist die Aussagekraft der wissenschaftlichen Arbeit und die Nachhaltigkeit, mit der diese das jeweilige Forschungsgebiet prägt. Es ist dabei anzumerken, dass wichtige Entdeckungen, die zum Nobelpreis geführt haben, nicht unbedingt in den von vielen Wissenschaftlern angestrebten Top-Journalen wie Nature, Science oder Cell publiziert wurden.

Univ.-Prof. Dr. Maria Sibilja
Institut für Krebsforschung, Medizinische Universität Wien

